

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Dienstag 13. August 1895.

Preis: 60 Pfennig. Berlin, G. Buchbinderstr. 9.

Telegramme.

Berlin, 13. August. Die Stadtverordneten-Versammlung beschließt in ihrer heutigen Sitzung 50 000 M. für die 25-jährigen Wiederkehr der Tage von 1870/71, sowie 6000 M. zur Feier des Sechzigjahres in den Schulen. Ferner bewilligt dieselbe 10 000 M. zur Umänderung des durch das Brandunglück in Brotterode entstandenen Hofplatzes. Wiesbaden, 15. August. Wie der 'Mittelrheinische Kurier' meldet, sandte C. M. der Kaiser dem General von Stosch folgendes Telegramm: 'Den heutigen Tag, an welchem Sie vor 60 Jahren Ihre militärische Laufbahn begonnen haben, will Ich nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen Meine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen und Sie Meines Wohlwollens zu versichern. Wilhelm.' Posen, 13. August. Dem 'Courier Posnaner' zufolge sind in Posen in einem Restaurant erster Klasse über 70, den besseren Kreisen angehörende Personen verhaftet worden. Auch in den Vorstädten und den nahen Ortsteilen sind Verhaftungen vorgenommen worden. Man glaubt einer nihilistischen Verschwörung auf der Spur zu sein. Rudolfs, 13. August. Durch die Polizei wurden anlässlich der Durchfahrt des Prinzen Ferdinand Maßnahmen zum Schutze desselben getroffen, weil die Polizei von einem seitens der sich hier aufhaltenden Anhänger Stambulows geplanten Attentat gegen den Prinzen Kenntnis erhielt. (3) Wilna, 13. August. Auf der Eisenbahn nach Minsko hat ein Zusammenstoß stattgefunden. 8 Personen, darunter einige schwer, wurden verwundet. Der angegriffene Schaden ist bedeutend. Sofia, 13. August. Prinz Ferdinand ist gestern Abend 6 1/2 Uhr hier eingetroffen und wurde auf dem Bahnhofs von den Geistlichen aller Konfessionen, dem Metropolitan, den Ministern, Offizieren u. s. empfangen. Die Menge bereitet dem Prinzen einen begeisterten Empfang. Konstantinopel, 13. August. Eine hundert Mann starke Bande zerstörte den Ort Yonak und richtete unter den Einwohnern ein Blutbad an. New-York, 13. August. Für heute sind 1 600 000 Dollars Gold zur Ausfuhr bestimmt.

Hochmals Deutschland und England.

In der gestrigen Abendausgabe der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ist endlich der offizielle Artikel erschienen, den wir als dringende Nothwendigkeit angesichts der unangenehmsten Haltung des englischen 'Standard' gefordert hatten, dessen Wirksamkeit, auch andere britische Organe, voran die 'Daily News' u. s. allerdings Unversöhnlichkeit, ermuntert hatte. Man kann diesen offiziellen Artikel als eine hervorragende Leistung nicht bezeichnen. Ungeachtet dessen, erst durch eine zweite Expedition des Londoner konservativen Blattes veranlaßt, giebt der selbe der Ansicht Ausdruck, noch vielleicht der 'Standard' nach dem Rezept 'die beste Deckung ist der Lüge' gewisse Voreingenommenheiten gegen die englische Kolonialpolitik zu erkennen. Das wohl begründete Beschwören auf kolonialpolitischen Gebieten der öffentlichen Meinung in Deutschland ein gewisses Mißtrauen gegen bloße Wohlwollens- und Freundschaftsversicherungen eingestößt haben' - das wird von

dem offiziellen Organ zugegeben - vor sagen offiziell, denn thatsächlich wird ja das Blatt in der Wilhelmstraße noch immer zu halbamtlichen Auslassungen oder Fälschern benutzt; im vorliegenden Falle muß die Laubheit und Schwäche der Abwehr englischer Liefergriffe entschieden ausfallen. England hat den großen Affektionen der deutschen Politik seit Begründung des Reichs und noch länger immer fern gehalten und seine Haltung ist auch, von der Kolonialpolitik abgesehen, eine nicht leicht zweifelsfreie gewesen. Von dem Augenblicke jedoch, wo Fürst Bismarck seine Haltung in der Kolonialpolitik änderte, ist man in Downing Street mit mehr oder weniger verfehlter Feindseligkeit gegen Deutschland aufgetreten. Der Standard kann es nicht verwinden, daß Bismarck dem sogenannten Kongreßtratte zwischen England und Portugal seine Zustimmung verweigert und durch die Einberufung der weltökonomischen Konferenz seiner Zeit Lord Granville in äußerster Ueberzeugung versetzt hat. Das Blatt vergißt, daß das Britische Kabinett den Umfassung in der deutschen Politik selbst veranlaßt hat. Im Jahre 1881 hat die Reichsregierung, als die Frage, ob Reichskolonialpolitik oder nicht an ihm herantrat, es abgelehnt, das Protektorat über eine deutsche Ansehung in der Südtsee zu übernehmen, in Folge dessen an eine englische Gesellschaft fiel. Es war damals das Gegenstück des auswärtigen Amtes, zwar überseeische deutsche Niederlassungen im Interesse des deutschen Handels möglichst zu fördern, es auch nach Maß der deutschen Seefläche da, wo noch keine geordnete Staatsautorität bestand, zu schießen, aber im übrigen die Ansehungen in fernem Meer nicht durch die Aufrechterhaltung seiner Hoheitszeichen unter den unmittelbaren Schutz des Reichs zu stellen, sondern die Erwerbung der Hoheitsrechte samt dem Schutz der Deutschen anderen See- und Kolonialmächten, namentlich England, zu überlassen. In seinem Vertrauen zu England ist jedoch, wie ich aus dem deutsch-englischen Schriftwechsel über die Südtsee-Ansehungen ersieht, Fürst Bismarck bitter getäuscht worden. Das Verhalten Englands gegen die Deutschen in ihren Kolonien hat dem deutschen Reich eine eigene Kolonialpolitik aufgedrängt. Die Engländer hätten gut, sich diese geschichtlichen Erinnerungen ins Gedächtnis zurückzurufen, es würden abdann ihre Bestimmungen, sofern sie Anspruch auf Beachtung haben und ernst genommen werden wollen, weniger großförmlich ausfallen.

Das der englische Nationalstolz die Erfolge der deutschen Wille mit lebhafter Mißgunst betrachtet hat, weiß die Welt. Eben darum hat der Vertrag von 1890 alle echten Patrioten auch mit so tiefer Betrübnis erfüllt, weil er eine Umkehr in einer unumsichtigen und ruhmreich inaugurirten Politik bedeutete. Es ist charakteristisch für den englischen Egoismus, daß er sich mit diesem Erfolge nicht genügen läßt und daß selbst der jetzige Status noch seiner Erbitterung zum Ausdruck verhilft. Wenn Fürst Bismarck im Jahre 1885 ausgesprochen, daß England zu dem Entschlusse Deutschlands, an der Herrschaft über das Meer und die noch unerschlossenen Länder seinen Antheil zu nehmen, erst nach die den beiderseitigen wohlverstandenen Interessen entsprechende Stellung zu finden habe - so fand diese jetzt verfehlte in der Form, aber doch scharf genug gehaltene Worte heute nach zehn Jahren noch in voller Kraft. Und doch liegt dazwischen die Erklärung Gladstones, welcher im Unterhause Deutschland als kolonialertrachtig, 'Gottes Segen' für seine Bestrebungen zurück, liegt dazwischen die Abtretung

mehrere ostafrikanischer Besitzungen, der deutsch-französiche Vertrag über die Hinterlande von Kamerun und so manche andere Schritte deutscher Kolonialpolitik, welche den englischen Janaktern Wasser auf ihre Mühle gewesen sein müßten.

Freilich, die berühmte Erklärung Gladstones war durch Bismarcks ägyptische Politik veranlaßt. Seine wohlwollende Neutralität hätte der Reichsregierung in eine nahezu attive Feindseligkeit gegen England und praktische Sympathie für Frankreich umgewandelt. Auch hierzu hätte England selbst den Anlaß gegeben. Alle Vermuthungen, das britische Kabinett zu einem näheren Anschlus an den Dreieund zu bewegen um die Abtretung der französischen Republik um so häufiger zu vollziehen, hatten sich als vergeblich erwiesen, so daß Fürst Bismarck sich endlich entschloß, die deutsche Kolonie in Egypten zu vertheidigen. Der Erfolg ist, wie sich jetzt zeigt, ein vorübergehender gewesen. Die ganze Feindschaft dem Standard und der deutschen Presse, die Mißbilligung und Verurtheilung, welche sich daran knüpfen, mügen für den aktuellen Gang der hohen Politik unerschöpflich sein. Letztlich bleiben sie trotz allem. Sie beweisen, wie eine maßvolle Persönlichkeit im Besitz aller Hilfsmittel der Diplomatie jederzeit erforderlich ist, wenn nicht das Ansehen des Reiches eine wenn auch zeitweilige Verengung erfahren soll, die die Feinde desselben innerhalb und außerhalb der schwarz-weiß-rothen Grenzspalte äußerlich wohlthunend berührt. Wie zweifelhaft, das man von offizieller Seite den deutschen Diplomaten neuerdings im allgemeinen wie ihren einzelnen Gliedern im besondern ein hohes Loblied singen wird, und wie sich gewiß nicht gering bereit, den hohen Funktionen des Reiches ein Mißtrauensvotum auszusprechen. Aber der alte Geist fehlt, der Geist der Gedächtnis und Selbsterkenntnis. Das System hat gewechselt, nach dem früher immer zwei Gien im Feuer waren. Das Hochgefühl nationalen Empfindens liegt vor fünfundsiebenzig Jahren einen Publicisten das folgende Wort ausprechen: 'Das aus einem Vertheidigungstritte geborene deutsche Kaiserreich ist da, wie der Mittelpunkt der Erde das ist, es nähert sich ihm alles' - heute ist, darüber kann auch der patriotische Mann sich nicht täuschen, der Schwerepunkt der internationalen Politik aus Berlin verlag und die Frage ist gegenwärtig nur die, ob in Petersburg oder London die wiederholungen Tuden des außerpolitischen Lebens entscheidend dirigirt werden.

Deutsches Reich.

* Der Kaiser besah sich gestern früh mittels Bagens und Sonnenbrunnen zur Eröffnung der Große-Jagd nach Wimmerge, nahm das Jagdfrühstück bei Lord Westbury ein und gebent erst Abends zurückzukehren. Das Wetter hat sich aufgeklärt. * Das Befinden der Kaiserin hat sich in letzter Zeit wesentlich gebessert, bedarf jedoch noch der Schonung. * Die von uns in heutigen Zeitartikeln behandelte Auslassung der 'Nordd. Allg. Ztg.' hat folgenden Wortlaut: 'So lange wir der deutsche Kaiser als Galt der Ängstigen von Großbritannien am englischen Hofe bei Gones befand, haben wir davon Abstand genommen, um den bedauerlichen Vorkommnissen der 'Standard' selbst Stellung zu nehmen, und uns darauf beschränkt, den ungünstigen Eindruck in der öffentlichen Meinung Deutschlands wieder zu leben und die Gemüthsruhe hervorzuheben, mit der die deutsche Presse die an sich und vollends nach den Regeln des Geistes die unheimlichen Auslassungen des englischen Blattes zurückgewiesen hat. Der

Ein altes Liebespaar.

Aus dem Englischen von M. G. Wilkins.

Es war im Grunde etwas Komisches, und zu gleicher Zeit auch Trübseliges, während in David's und Mary's Leben. Alle die süßesten 'Ferien' des Unglücks wurden noch ebenso streng beobachtet, wie vor 25 Jahren, als David Common's zum ersten Male sein mildes klares Auge sah, oder liebensvoll auf die stolpanigke, schneißliche Mary Browter wart. Jeden Sonntag Abend wurde im Wohnzimmer im Hinterer Feuer angemacht, die Wohnzimmertür wurde das ganze Jahr bei einander der Dämmung angehängt und Mary's Mutter zog sich früh zurück, damit die jungen Leute 'aufbleiben' könnten. 'Aufbleiben' war jetzt nichts 'Schreckliches' mehr, wie es auch in der ersten Zeit ihres Verhältnisses gewesen sein mochte. Das Bedürfnis nach Schlaf überwältigte das Liebesgefühl der beiden Asten, und um 10 Uhr schliefen sich Mary's Lampe, und David hatte seinen Schritt dem einsamen Heim zugewandelt. Die Legehner hätten gar zu gern erfahren, ob David je Mary einen richtigen Antrag gemacht habe, oder ob seine natürliche Langsamkeit auch hier wie in anderen Dingen die Schuld trug. Ihre Mutter hatte sich lange vergeblich bemüht, aber Wäther Browter wurde mit dem Alter geschwächerter, und eines Tages vertraute sie einer Nachbarin, die in Mary's Wohlwollenheit vorgesprochen hatte, 'David wäre nie würdiger zu dem bewußten Punkt gekommen. Sie vermüthe, er würde nie einmal dazu kommen: sie für ihren Theil meine, daß es besser ist, aber dann wolle sie wissen, um auch, daß Mary sich nichts daraus mache, und es fände da sich das Beste wäre, es bliebe noch so lange Allen. Nur manchmal fürchte sie, daß sie am Ende nicht mehr so feige leben möchte, wie die Hochzeit zu sehen, wenn David nicht 'spräche'. Dann hätte sie noch einige Bemerkungen über ein gewisses perläufiges Schwermüthig fallen lassen, welches Mary zu einer feierlichen Gelegenheit vor zwanzig Jahren gesagt hatte, als sie nämlich nach einigen bedeutamen Worten erwarten durfte, David werde nun endlich mit einem wirksamen Antrag herbeizutreten. Aber die Hoffnung hatte sich getäuscht. Mary hatte diese Enttäuschung mit lächelndem Gesicht ertragen. Erster plauderte die Alte einmal einer Nachbarin gegenüber aus, daß das Stück vor zehn Jahren heimlich wieder zurück gemacht worden sei, als Mary abermals geloben durfte, daß der 'Punkt' erreicht wäre. Die Nachbarin ging in vollem Entzücken beim, nachdem sie durch geschicktes Manöuvrieren auch noch einen Blick auf das Pergame hatte werden dürfen. Es war vollkommen richtig, daß Mary sich David's Langsamkeit, zum 'Punkt' zu kommen, nicht sehr zu Herzen nahm. Sie war zu

heiteren Sinnes, zu thätig und zu sehr mit ihren täglichen Pflichten beschäftigt, um viel über etwas Meineres nachzudenken. Wie, zu seiner Zeit war je etwas von einem sentimentalen Zug in ihrem Charakter gewesen, und ihre Gefühle für David hatten etwas durchaus Bräutigams an sich. Sie, obgleich das Weib, war von David der stärkerer Charakter, und in ihrer Einstellung lag eher etwas Väterliches als Bräutigams: es war eine schützende Sorgfalt, die hauptsächlich ihre Liebe kennzeichnete. War ist auch, daß vor Jahren, als einige an einem Sonntagabend beim Abschied gefallene Worte sie ermahnen lassen mußten, daß das Glückseligkeit nur bevorstünde, ihr Herz in eine große, glückliche Nacht verlegt wurde. Damals hatte sie das 'Perigara' gesagt. Nach Jahren hatte ihr Herz einmal wieder geschlagen; aber diesmal schon ein wenig ruhiger. David hatte eines Sonntags, 'sitt' getraut. Darauf hatte sie das 'Perigara' neu zuredet gemacht. Sie schloß es sie und da lieblos und bewundernd zu betrachten; ein Mal zog sie es sogar an, trar darin vor den Spiegel, in Gedanken als David's Braut; eine gar nicht verblüht, aber glückliche und geliebte Braut! Später betrachtete sie zuweilen traurig das Kleid, da die Liebesgattung, sie werde es nun und immer tragen, mehr und mehr die Erinnerung genannt. Doch die Summer war mehr David's wegen. Sie sah ihn zum alten Manne werden, und sein einfaches Dasein erfüllte ihr Herz mit Mitleid und Sorge. Sie beschränkte ihre Fürsorge nicht mehr auf das Sonnabendgebäd; jede Woche ward sein Hauschen gereinigt und in Ordnung gebracht, und schließlich wurde seine Wäsche besorgt. Und als sie gar eines Sonntags bemerkte, daß sein Sonntagsgroß geirren sei, brach sie in bitteres Weinen aus. Es lag für sie in diesem Akt am Sonntagsgroß ihres Liebsten etwas viel, viel Schmerzlicheres, als in den langen Jahren des Hartens. Die Jahre vergingen und mit wachsendem Summer, beobachtete Mary den armen einsamen Mann sich immer langsamer seinem den Heim zuzuwenden. Jenelein munterte sie sich ein wenig, wie er dies einsame, freudlose Leben ausbietet, und stets wieder in sein dunkles, stilles Häuschen zurückföhrte, da ihm doch Gelegenheit fehlte, seinen in seinem Alter geborenen und wohl verdienten zu sein. Sie glaubte zuletzt, daß dies ebenso, wie alles Anders, David's unabwehrlicher Konjunktiv auszuwachsen sei. Andere Mädchen hätten wohl versucht, selbst die Angelegenheit ein wenig zu beleben, aber Mary, mit ihrem ausgeprägten Charakter, würde jede Selbstthätigkeit verloren haben, wenn sie ihren zertrübnen Schritt gehen hätte. So lebte sie zufrieden dahin, bis sie ein, obgleich die Finger schon veraltet, ein Paar, es betetete durch ihren Trostfinden die Mutter, die von Jahr zu Jahr

schwächer und immer finstlicher wurde, und that, was sie nur konnte für ihren nartlichen alten Schatz. Als David 70 und sie 68 Jahr geworden war, schenkte sie das 'Perigara' der Tochter eines Letzten, welche heirathen wollte. Das Kleid war jung und hübsch, aber arm, und das feine Kleid war für ein Hochzeitsgewand, großartig, als sie je eines hätte ersehen können. Die arme alte Mary plätserte jählich mit stütenden Händen die Fäden, ehe sie es fortzuschle, und ihre Augen wurden feucht aus Mitleid für David und sich selbst. Als aber eine Leihne auf den stammenden Stoff sich, hätte sie jetzt auf zu weinen, und ihr Summer verminderte sich in geschäftiger Ceter, mit dem sie den Saltrosten abwuschte und das Kleid gegen das Licht hielt, um sich zu überzeugen, es auch keinen Fleck bekommen hätte. Eine frisch veranlagte Leihne ist oft ein großer Segen; es giebt kaum etwas, was eine Leihne so schnell trocken kann. Wie dem nun auch sei, Mary's Gefühle gegen David wurden doch ein wenig anders, nachdem sie das Hochzeitskleid weggegeben hatte. In ihrem Benehmen gegen ihn in Gegenwart Anderer hatte sie stets eine gewisse Zurückhaltung und Bescheidenheit; jetzt aber, da sie das Kleid fortgegeben hatte, war auch jeder Schwermüthig so vollständig aus ihrem Herzen geschwunden, daß auch die kleinen Mißlichkeiten, die sie sonst beobachtet hatte, jählich wegfielen. Jetzt trug sie nicht nur ihr Gebäd offen und frei in David's Bekleidung, sondern auch häufig ein warmes Miltagskleid, unentwöhnt darum, ob man sie dabei beobachtete. Täglich, wenn sie ihre eigene Schwermüthig verarbeitete, wurde auch David's Wohnung in Ordnung gebracht. Alle Hausarbeiten, die er in seinen letzten Lebensjahren brauchen würde, sollten ihm zu Theil werden; denn daß dies seine letzten Jahre sein würden, war nur zu klar. Er guckte und ging vor Schwäche so langsam, daß die Nachbarin zweifelte, ob es Mary's Heim überhaupt noch erreichen würde. Eines Sonntags blieb er länger als gewöhnlich; die alte Isidor bereitete sich, er er aufzubra. Dann stand er auf und sagte, wie er dies jetzt so vielen Jahren jeden Sonntag Abend gethan: 'Nun, Mary, ist es für mich Zeit, zu gehen.' Sie half ihm beim Anziehen und band ihm das Halsstuch um. Gegen seine sonstige Gewohnheit stand er in der Thür still, zögerte einen Augenblick - und schied noch etwas auf dem Herzen zu haben. "Mary?" "Ich bin ein alter Mann geworden, und Du weißt, daß ich



[Nachdruck verboten.]

Heinrich Marſchner.

(Geb. 16. Auguſt 1795.)

Von Karl Krebs (Berlin.)

Zwei Künſtler ſind es, die das Schickſal der älteren romantiſchen Oper in Deutſchland beſtimmt haben: Weber und Marſchner. Sie nehmen ſich aus wie muſikaliſche Zwillingſbrüder, von denen der eine die Eigenſchaften des anderen ergängt. Weber iſt zarter, durchgeiſtigter in ſeiner ganzen künſtleriſcheren Erſcheinung, Marſchner hat eine vollblütigere Natur; bei Weber wird auch das Volksthümliche veredelt und mit Grazie übergoſſen, Marſchner hängt feſter mit der derben Wirkſamkeit zuſammen. An muſikaliſcher Potenz ſind beide einander ebenbürtig. Wenn Marſchners Name für die Allgemeinheit einen weniger vollen Klang hat, ſo liegt das an der Ungunſt der Verhältniſſe, unter denen ſein Träger lebte und ſchuf, nicht an einem geringeren Maß von Talent.

Dem Marſchner war ein echter Muſikant im ſchönſten Sinn des Wortes; in ihm ſang und klang alles und drängte zur Tonkunſt hin von Jugend auf. Schon als ganz kleiner Junge zeichnete er ſich im Gymnaſialchor ſeiner Vaterſtadt Zittau durch ſtarke muſikaliſche Begabung aus, ſang Bachſche Motetten vom Blatt und ſpielte Klavier, daß es eine Freude war. Und als Schüler verfaßte er auch bereits eine ganze Anzahl von Liedern, Motetten, Balladen, Sonaten und ſelbſt einige Balletmuſiken für Orcheſter, ohne daß er für dieſe Arbeiten weſentlich andere Anleitung gehabt hätte, als ſeine eigenen Ohren und ſeinen eigenen muſikaliſchen Inſtinkt. Eines dieſer Jugendballets erlebte fogar eine Aufführung, die für den Komponiſten beinahe verhängnisvoll geworden wäre. Eine wandernde Balletgeſellſchaft hatte ſich entſchloſſen, ſeine „Stolze Bäuerin“ zu geben. Um zu hören, ob die ohne große Kenntniß der Inſtrumente zuſammengeſtellte Partitur auch klänge, hatte ſich der verwegene Komponiſt auf dem Schnürboden verſetzt, und wartete in höchſter Erregung der Dinge, die da kommen ſollten. Anfangs ging alles leiſtlich, als aber bei einer Stelle der Horniſt erklärte, das müſſe ein Geſel gemacht haben, denn es wäre nicht zu blaſen, da verfiel der junge Marſchner in eine Ohnmacht und bekam ein Nervenfieber, das ihn ſechs Wochen ans Bett feſſelte. Erſt nach ſeiner Geneſung erfuhr er, daß die Vorſtellung gut abgelaufen ſei, nachdem der angeſochtene Hornſang eine Otave höher geblaſen worden war.

Im Jahre 1816 hatte Marſchner ſeinen Gymnaſialkurs beendet und bezog die Univerſität Leipzig um die Rechte zu ſtudieren. Er hörte auch leiſig Vorleſungen, muſizierte aber noch leiſiger, vornehmlich des Nachts, was ihm allerlei Unannehmlichkeiten eintrug, aber auch die Aufmerkſamkeit muſikliebender Familien auf ihn lenkte. So wurde er mit Gleich, Lindner, Rochlig und endlich mit dem Thomaskantor Schient bekannt, der ihm zuredete, ſich gänzlich der Muſik zu widmen, und ſeine muſikaliſche Erziehung in die Hand nahm.

Marſchner ſtudierte nun mit wahren Feuereifer, nicht nur theoretische Werke über Muſik, ſondern auch die ihm zugänglichen Partituren von Mozart und Haydn, und ſetzte Beethovens Einfonien aus den Stimmen in Partitur, eine für den angehenden Komponiſten höchſt erſpriechliche Arbeit. 1817 führte ihn eine Reiſe nach Karlsbad, wo er mit dem Grafen Thaddä v. Arnade bekannt wurde, und dieſe Bekanntſchaft war der Anlaß, daß Marſchner im Herbit deſſelben Jahres nach Wien ging und dort mit Beethoven in Berührung kam. Der erſte Beſuch bei dem alten Löwen verlief nicht ſehr ermutigend. Beethoven ſah die Kompoſitionen des jungen Künſtlers durch, brummte öfter ein „Hm,“ und ſagte dann: „Hab' nicht viel Zeit — nicht zu oft kommen — dann aber wieder was bringen.“ Später geſtalteten ſich die Begegnungen erfreulicher; Beethoven nahm Antheil an dem Schaffen des Künſtlers und gab ihm manchen guten Rat. Während des Aufenthalts in Deſterreich entſtand auch Marſchners erſte Oper „Der Kſtff-

häuſer-Berg“ die an den verſchiedenen Bühnen mit Beifall aufgeführt wurde.

Das Jahr 1818 bekam inſofern ſeine beſondere Bedeutung für Marſchner, als es die erſte Anknüpfung mit Weber und dem Dresdener Hoftheater herbeiführte. Marſchner hatte von Hornboſtel in Wien den Text zu einer Oper „Heinrich IV. und Aubigne“ bekommen, und war mit der Kompoſition im Herbit 1818 fertig geworden. Er ſchickte das Stück nach Dresden, und Weber nahm ſich ſeiner warm an, ſetzte eine Aufführung durch, die freilich erſt 1820 erfolgte, und ſchrieb auch eine warme Kritik über das Werk in der Dresdener Abendzeitung. Im Jahre darauf ſiedelte Marſchner nach Dresden über, wo er in engerem Verkehre mit Weber trat. Das freundschaftliche Verhältniß beider erlitt eine leichte Trübung, als Marſchner 1824 zum Muſikdirektor der Hoſoper ernannt wurde, denn Weber hatte ſeinen Freund Gänſbacher für dieſen Poſten auſerſehen. Durch Webers zunehmende Kränklichkeit, der bald der Tod folgte, war Marſchner mit Arbeit überlaſtet, aber trotz ſeiner aufopfernden Pflichttreue und hervorragenden Tüchtigkeit wählte ihn die Intendanz nicht zum Nachfolger Webers; deſhalb kam er um ſeine Entlaſtung ein und verlief 1826 Dresden, um mit ſeiner jungen Frau (Marianne Wohlbrück) konzertirend durch Deutſchland zu ziehen.

Während der Dresdener Zeit hatte Marſchner verſchiedene Werke für die Bühne geſchrieben: Muſiken zu Kleiſts „Pringen von Homburg,“ zu Kinds „Schön Ella“ und Hells „Ali Baba.“ In ähnlicher Weiſe komponierte er ſpäter Chöre und Einzeilſtücke zu dem Drama „Waldmüllers Margaret“ von J. Rodenberg und zu Moſenthal's Märchenſpiel „Der Goldſchmied von Ulm.“ In Dresden entſtand auch die reizende Operette „Der Holzdieb“ (Text von Kind), ein glücklicher Verſuch, die verſtachte komiſche Hoſoper auf ein höheres Niveau zu heben, der leider ohne Nachfolge blieb.

Gleich nach ſeiner Verheirathung mit Marianne Wohlbrück begann Marſchner an der Oper „Der Vampyr“ zu arbeiten, deren Text ihm ſein Schwager Wilhelm Auguſt Wohlbrück geſchrieben hatte. „Der Vampyr“ kam am 29. März 1828 in Leipzig zur Aufführung. Er iſt das erſte der bedeutenden Werke Marſchners; wenn die Muſik ſich auch ſtellenweiſe deutlich an Weber anlehnt, ſo enthält ſie doch ſo viele ſelbſtändige Schönheiten, zeigt ſo viel reich hinſtrömende Melodik und Kraft der dramatiſchen Geſtaltung, daß dieſes Stück allein hinreichen würde, um Marſchner einen Ehrenplatz unter den deutſchen Komponiſten zu ſichern. Es hatte auch einen durchſchlagenden Erfolg, und ging nicht allein über alle bedeutenden deutſchen Bühnen, ſondern wurde auch im Ausland oft aufgeführt, z. B. in London während einer Saiſon über ſechszigmal. Stände der Gräßlichkeit des dichterischen Stoffes nicht ſeiner Popularität entgegen, ſo müßte der Vampyr zu den Opern gehören, die feſt im Repertoire aller Bühnen ſäßen, denn ſeine muſikaliſchen Qualitäten berechtigen ihn vollauf dazu.

Marſchners nächſte Oper war „Templer und Jüdin.“ Wohlbrück ſchrieb auch hierzu den Text, auf dringenden Wunſch Marſchners, der ſich an der Lektüre von Scotts Ivanhoe für den Stoff beeiſert hatte, und die Kompoſition in unglaublich kurzer Zeit vollendete; im März 1829 bekam er das Buch — im Juli deſſelben Jahres lag die Partitur ſchon fertig vor. Als das Stück am 22. Dezember 1829 in Leipzig aufgeführt wurde, erzielte es ſtürmiſchen Erfolg, und fand ebenſo ſchnelle und weite Verbreitung wie der „Vampyr.“ Ein anderes Bühnenwerk, „Des Falkners Brau“ (Wohlbrück), 1830 für das königliche Theater in Berlin geſchrieben, wurde zwar verſchiedenſt gegeben, vermochte ſich aber nicht dauernd zu halten.

Seit ſeinem Abgang von Dresden hatte Marſchner eine feſte Stellung nicht wieder angenommen, ſondern konzertirend und komponirend bald hier, bald dort gelebt, zuerſt in Leipzig. Im Sommer 1830 erhielt er einen Ruf als Kapellmeiſter nach Hannover, vorläufig für die Zeit vom 1. Januar 1831 bis

1. April 1832. Marschner nahm die Stellung an, und sein Kontrakt wurde ihm dann bis 1837 und endlich bis 1852 verlängert. Erst von dieser Zeit an erhielt er eine feste Stellung als Hofkapellmeister. Anfangs gestalteten sich die Verhältnisse in Hannover für ihn sehr günstig. Als hervorragender Künstler und auf den verschiedensten Wissensgebieten heimischer Mensch fand er überall freundliche Aufnahme und freundliches Entgegenkommen. Später freilich wurde seine Lage unbequamer; als ihm gegen seinen Willen in C. L. Fischer ein zweiter Kapellmeister an die Seite gestellt wurde, da kam er grollend um seinen Abschied ein und wurde am 1. September 1859 mit dem Titel eines Generalmusikdirektors pensioniert.

Das erste Werk Marschners während der Hannoveraner Kapellmeisterzeit, der „Hans Heiling“, ist zugleich sein abgeklärtestes und bedeutendstes. Eduard Devrient hatte den Text für seinen Freund Mendelssohn bestimmt, aber Mendelssohn, dem durchaus das Organ für die dramatische Musik fehlte, konnte sich nicht zur Komposition entschließen, und gab ihn dem Verfasser zurück. Darauf schickte Devrient das Buch 1831 anonym an Marschner, und der erkannte gleich seinen Werth und machte sich mit Feuereifer an die Arbeit des Textes. Trotz dem größten Eifer und der größten Liebe zur Sache kam er doch nur langsam vorwärts, denn seine Berufspflichten nahmen ihn dermaßen in Anspruch, daß er sozusagen immer nur „auf der Fischecke schreiben konnte.“ „Doch das ist der allgemeine Fluch deutscher Komponisten“ — so klagt er seinem Textdichter — daß Vaterland und Regierung nichts für sie thun und sie gezwungen sind, nach mit Frohndiensten überhäufteten Anstellungen zu greifen, um ihr Dasein zu fristen!

So schritt denn die Komposition des Heiling langsam voran. Nach mannigfachem Hin- und Herschreiben und mancherlei kleinen Verdrißlichkeiten konnte Marschner endlich am 14. August 1832 Devrient schreiben: „Ich melde Ihnen das wichtigste Ereigniß, daß ich heute Schlag 5 Uhr (Nachmittags) Hans Heiling vollendet habe. Der hohe Wächner befindet sich höchst wohl, leicht und in freudiger Stimmung.“ Das Stück wurde sofort bei der Berliner Generalintendantur eingereicht, und dem vereinigten Drängen des Textdichters und des Komponisten gelang es, die Aufführung schon am 24. Mai 1833 durchzusetzen, merkwürdig schnell für damalige Berliner Verhältnisse. Denn „Des Falkners Braut“ war schon 1830 zur Aufführung an der königlichen Oper angenommen kam aber erst 1838 heraus und zwar im Juni, der für Erstaufführungen ungünstigen Jahreszeit, nachdem eine im königstädtischen Theater früher geplante Vorstellung von Intendant wegen unterlagt worden war. Der Heiling, dessen Titelrolle Devrient selbst sang, fand beim Berliner Publikum eine sehr gute Aufnahme, wohingegen sich die Berliner Musikkritik, wie gewöhnlich bedeutenden Erscheinungen gegenüber, ziemlich zurückhaltend verhielt und verschiedentliches an dem Stück zu bemängeln suchte.

Viel mehr Glück hatte „Hans Heiling“ in Leipzig. Der Komponist leitete selbst die erste Aufführung am 19. Juni 1833; er wurde mit Beifall förmlich überschüttet und von der Universität zum Ehren doktor ernannt. Nach Leipzig haben dann alle größeren Bühnen dies Meisterwerk der romantischen Oper aufgeführt, auch Kopenhagen.

Endlich gefangen.

Eisiger Schneesturm peitschte den Tworoger Wald. Mächtige Aeste alter Eichen und Buchen trachten unter der Wucht des aufgehäuften Schnees, der düstergraue Himmel bot keine Aussicht auf ein baldiges Aufhören der Schneejagd, die nun schon den zweiten Tag ohne Unterbrechung andauerte. Das werden fürwahr weiße Weihnachten, die in dem kleinen Orte da drunten am Fuße des Waldes morgen gefeiert werden; schneit es noch diese Nacht so fort, so wird wenigstens aus der Hütte da am Rande des Waldes kein Mensch das nahe Pfarrkirchlein aufsuchen können.

„Aber sie werden mich auch,“ so setzte der schwerleuchtende Mann seinen Gedanken hinzu, „endlich einmal ein paar Tage in Ruh lassen müssen. Zu meiner Hütte kommen die versch... Jäger nicht her, die Feiertage werden sie mir und sich nicht verderben.“

Damit war der Mann, dem man auch ohne den Rehböck, den er im Schnee hinter sich her schleifte, den Wilderer auf den ersten Blick ansah, an die rückwärtige Mauer seines Häuschens gekommen. Das eine, schlecht verhängte Fenster war matt erleuchtet. Er blickte hinein.

Marschner wurde 1836 in höchst schmeichelhafter Weise vom dänischen Hofe eingeladen, den Heiling in Kopenhagen einzustudieren und die ersten Vorstellungen zu leiten. Die Oper und die künstlerische Persönlichkeit des Komponisten scheinen beide in der dänischen Hauptstadt einen so vorteilhaftesten Eindruck gemacht zu haben, daß man Marschner die Hofkapellmeisterstelle anbot. Marschner hätte gern den Antrag angenommen, um so mehr, als er in Hannover mit Intriguen aller Art zu kämpfen hatte, aber er mochte nicht eine sichere Stellung gegen eine unsichere austauschen — er sollte nämlich vor der endgültigen Anstellung in Kopenhagen eine fünfjährige Probezeit durchmachen — und so blieb er in Hannover.

Nach dem Heiling schrieb Marschner noch eine Reihe von Opern, die, obwohl zum Theil von großer musikalischer Schönheit, doch weniger Verbreitung fanden, woran die nicht immer gelungenen Texte Schuld sein mögen. 1835 entstand das „Schloß am Aetna“ (Klingemann), 1837 „Der Bär“ (Wohlbrück), 1844 „Wolff von Nassau“ (Geribert Nau), 1851 „Austri“, den Marschner für sein bestes Werk erklärt haben soll, und 1859 „Sangeskönig Hiarne“ (W. Grothe). Marschner erlebte die Aufführung dieses letzten Bühnenwerks nicht mehr, er starb am 14. Dezember 1861 an einem Schlagfluß, als er Vorbereitungen traf, mit seiner Familie nach Paris überzusiedeln. 1863 führte Ignaz Wagners den Hiarne in Frankfurt auf, und 1883 besah sich das Münchener Hoftheater, daß das Stück vor 25 Jahren eingereicht worden war und bereitete ihm einige Vorstellungen.

Auch auf anderen Gebieten der Musik hat Marschner sich hervorgethan. Wir besitzen von ihm eine große Anzahl Vokal-kompositionen, Lieder für eine und mehr Stimmen, und herrliche Männerchöre. Ferner Klavier-Quartette und Trios, endlich Sonaten, Rondos, Variationen und andere Stücke für Klavier.

Marschners ganze tonkünstlerische Thätigkeit ist durch eine ungewöhnliche Leichtigkeit des Schaffens ausgezeichnet. Wie aus uner schöpplichen Quellen flossen ihm die Melodien zu, und mühelos, wie er den musikalischen Baustoff von der Phantasie empfing, fügte er daraus seine Lieder, Chöre, Opern zusammen. Wo es ihm gut schien, löste er die festen Umrisse auf und ließ die Töne sich eng dem Wort anschmiegen. So entstanden jene großen dramatischen Scenen, die für seine Opern so charakteristisch sind. Eine außerordentliche Kraft entwickelte er im Ausdruck des Unheimlichen, Dämonischen; keiner der Mitlebenden und Mitstrebenden, auch Weber nicht, ist ihm darin gleich gekommen, nur Wagner hat ihn später auf diesem Gebiete übertroffen. Dem dauernden Erfolg seiner Opern haben mancherlei Umstände hindernd im Wege gestanden. Auf der einen Seite war ihm Weber in der romantischen Oper vorangegangen, so daß es scheinen konnte, als ob Marschner ihm nur nachwandelte; auf der anderen Seite nahmen ihm Meyerbeer und Wagner das Licht, bis schließlich eine Geschmacksrichtung eintrat, die eine Individualität wie der Marschners nur ungünstig sein konnte. Aber das Rad des musikalischen Geschmacks dreht sich immerfort, und so kommt vielleicht noch einmal die Zeit, wo Marschner unbefangen gewürdigt wird, und dann wird sein Name so laut genannt werden, wie heute der Webers.

„Was, das dumme Weib zählt das Geld? Jetzt brauchte an meiner Stelle nur ein Jäger oder ein Gendarm zu stehen, und das ganze Bißchen Crispate wär' futsch.“ Und mit seiner geballten Faust schlug er an das Fenster; die Frau fuhr entsetzt zusammen, stieß die schwälende Lampe um, die sofort erlosch. Jetzt gab Sobczyn der Wilderer das verahndete Zeichen. Lange mußte er warten, bis das Weib ihm öffnete und ihn einließ.

Sobczyn war im ganzen Kreise als der verwegenste (daran hatte eine sechsjährige Zuchthausstrafe nichts ändern können) Wilddieb bekannt und gefürchtet. Vor seiner Körperstärke und Rohheit fürchteten sich die Ortsbewohner, die Treffsicherheit seiner Büchse die Jagdaufsicher, Gendarmen und Forstbeamten. Aber so sehr auch der gelichtete Wildstand des Tworoger Neviors die Förster anspornte, den schlauen Wilderer zu ermischen — bis jetzt hatte ihnen das nicht gelingen wollen. Und das machte den verwegenen Burchen noch tollkühner. Er verlachte die Grünröcke, holte sich ein Stück Wild nach dem andern und erhielt von dem jüdischen Wildhändler annehmbare Preise, so daß seine geheime Geldspinde sich mit harten Thalern und blanken Goldfischen zu füllen begann.

Die Ruhe der Weihnachtstage war dem Wilderer gut bekommen, im Orte hatte er sich nicht blicken lassen, denn die Jn

standsetzung seines Handwerkzeuges, wie er Büchse und Waidmesser nannte, hatte seine ganze Zeit in Anspruch genommen. Als das Fest vorbei und die Büchse in Ordnung, ging Sobczyk wieder in den Wald; aber sein bisheriges Glück hatte ihn verlassen, obwohl der tiefe Schnee ihm manchen Wechsel stattlicher Hirsche verrieth. Am Silvesterabend kam ihm endlich ein Prachtstier vor den Lauf; er zielte lange, um recht sicher zu zehen. Da — ein Krach — ein zweiter — des Wilderer's Büchse lag zerschmettert im Schnee — zwei Förster eilten hinter den nächsten Bäumen hervor, um den Wilderer festzunehmen. Schon glaubten sie ihn packen zu können, als er auf einmal ihren Augen entchwand und trotz stundenlangen Suchens nicht mehr entdeckt werden konnte.

Jetzt endlich hatte das königliche Forstamt genügend Material, um den gefährlichen Wilderer dem Gerichte anzeigen zu können; letzteres erließ noch Anfangs Januar einen Steckbrief und alle verfügbaren Gendarmen und Forstleute machten sich auf die eifrigste Suche. Carl Sobczyk kannte aber den Wald und seine Schlupfwinkel zu genau, man konnte ihn nicht fangen. Endlich am 20. Januar erfuhr der Amtsvorsteher von Tworog durch eine anonyme Anzeige, daß der Wilderer Nachts vorher bei seiner Hütte am Waldesfaum gesehen worden sei.

In der folgenden Nacht wurden drei Männer, ein Amtsdienner, der Waldhüter Broll und der Gendarm Fieber beordert, den Wilderer bei seiner Frau zu verhaften. In ihrer Einfach nahm jeder von ihnen eine brennende Laterne mit. Sie umstellten die Ausgänge, klopfen an das Fenster der Küche, in dem das Ehepaar Sobczyk schlief, und forderten im Namen des Gesetzes die Öffnung der Hütte. Ein Vorgehen, wie es einem so schlauen Verbrecher gegenüber kaum einfältiger gedacht werden kann.

Nach einigen Minuten wiederholte der Waldhüter Broll das Klopfen. Da krachte im Innern der Hütte ein Schuß; tödtlich getroffen stürzte mit gellendem Aufschrei der unglückliche Waldhüter zusammen, mit seinem warmem Herzblute die Schneedecke enthülend. Gendarm Fieber riß jetzt sein Gewehr von der Schulter, lud es, und feuerte durch das Fenster der Küche. Sofort krachte in der Hütte ein Schuß bekundend, daß der Wilderer unverletzt geblieben; und Gendarm Fieber, von einer vollen Schrotladung in die Brust getroffen, wälzte sich röchelnd neben dem todteten Waldhüter in seinem Blute, nach wenigen Sekunden seinen Geist aufgebend. Die Laterne der Leute hatten dem Sobczyk das Zielen vortrefflich erleichtert.

Der Amtsdienner, der keine Schußwaffe bei sich trug, warf seine Laterne in den Schnee, daß sie sofort erlosch, und lief von Todesangst gejagt, dem Walde zu. Der Wilddieb sandte ihm noch fünf Schüsse nach, die aber sämmtlich fehl gingen.

Nachdem der Amtsdienner in der Dunkelheit des Waldes seine Ruhe einigermaßen wiedergefunden, lief er in das Dorf, die Schreckensthat kurz erzählend und alle Männer auffordernd, sich mit ihm an die Verfolgung des Mörders zu machen. Eine große Schaar folgte ihm, sie stürmten die Behausung Sobczyks, fanden aber das Nest leer: Der Wilderer hatte bereits im nahen Walde Schutz gefunden.

Polizei und Forstverwaltung veranstalteten förmliche Hatzjagden auf den Mörder, der die dichtesten Wälder von Tworog offenbar besser kannte als die Förster; denn wochen-, ja monatelang machte er alles Suchen zu Schanden. So ausgezeichnet waren seine Verstecke gewählt, daß er aus dem Gespräche vorbeipatrouillirender Jäger erfuhr, wo er am nächsten Tage gesucht werden sollte. Natürlich fand man ihn nicht. Allmählich bildete sich eine ganze Legende um den Verbrecher. Bald wollten die Leute ihn hier, bald dort gesehen haben; bald hatte der Forstmeister, bald der Amtsvorsteher, bald der Pfarrer Briefe von Sobczyk erhalten, in denen ihnen ihr naher Tod angekündigt wurde. In- folgedessen verbreitete sich ein solcher Schrecken im ganzen Kreise, daß man sich nicht in die Nähe der Sobczyk'schen Hütte traute, von wo aus der Wilderer sich verproviantirte und der jübische Gändler das erlegte Wild in aller Heimlichkeit fortzuschaffe.

Am 30. März dieses Jahres war es, als vier Männer durch den Brynnecker Wald gingen, es waren der Tworoger Wirth Ksiezit und drei Arbeiter aus der nahen Zuderfabrik.

Plötzlich knackten hinter ihnen die Büsche. „Ksiezit war Brung, elender Denunziant, auf die Knie!“ Sobczyk war es, der seinen persönlichen Feind so andonnerte. Der Wirth wandte sich um, erhob den Stock — ein Krach — und in den Arm getroffen taumelte der Wirth zur Seite. „Sterben mußt du, Hund,“ rief Sobczyk, indem er rasch wieder seine Büchse lud, deren volle Schrotladung dem Wirth in den

Unterleib drang. Der Wilderer war zum dritten Male zum Mörder geworden. Die Angst vor dem Verbrecher war eine so große, daß die vier Fabrikarbeiter, lauter kräftige Männer, es nicht wagten, sich die 1500 Mark zu verdienen, die auf den Kopf des Mörders ausgesetzt waren. Dieser entkam unbehelligt.

Diese neue Mordthat steigerte den Schrecken der Leute, die Aufregung der Förster. Niemand traute sich mehr in den Wald. Sobczyk wurde zur furchtbaren Geißel für die ganze Umgebung, die Aussicht auf seine Ergreifung schwand immer mehr, trotzdem der Fangpreis um 4000 Mark erhöht worden war.

Was allen bewaffneten Männern des Gesetzes nicht hatte gelingen wollen, brachte ein Partischeerer zustande. Schlaubeit siegte über Schlaubeit, der Piffigere überwand den Kiesen. Die Geschichte trug sich so zu:

In Tworog lebt ein schon bejahrter „Heildienner“, wir würden sagen Barbier, mit Namen Ludwig Kumpel, der in dem Rufe steht, ein glücklicher Volksarzt zu sein. Eines Abends im Juni kam wieder einmal die Frau Sobczyks zu ihm und klagte über Schmerzen hier und Schmerzen dort, aus welchen Angaben auch der gelehrteste Arzt nicht klug geworden wäre. Kumpel, ein Piffikus, merkte bald, daß der Frau ganz wo anders der Schuh drückte; daher ließ er sie reden, so lange sie wollte, er kannte die Frau und wußte, daß sie schon von selbst mit ihrem Anliegen herausrücken werde. Er hatte sich auch nicht verrechnet.

„Sie, Herr Kumpel, sagen Sie mal Sie sind ja ein kluger Herr, können Sie“ — und dabei neigte sie ihren Mund bis zu des kleinen Heildieners Ohr und flüsterte — „können Sie nicht meinem Mann zur Flucht verhelfen?“

„Zur Flucht? Ich? Der Doktor Kumpel? Was fällt Ihnen ein? Uebrigens — was glauben Sie denn, wie ich das machen soll?“

„Na sehen Sie, Herr Doktor,“ schmeichelte das Weib, „Sie sind ja so geschick, Sie brauchen uns nur die Legitimationspapiere zu verschaffen. Die nöthigen Kleider und Geld haben wir schon beisammen.“

„Ja, ja, ich weiß, Ihr habt das Wild theuer verkauft. Ach, wenn man auch so auf den Anstand gehen könnte! Aber ich bin zu alt. Und dann — na Ihr wißt es ja ohnehin, Sie haben mich, die Grünröcke, einmal beim Wildern erwischt und vor Gericht gestellt. Das vergift man sein ganzes Leben nicht!“

„Sehen Sie, Herr Doktor, das ist's ja, warum mein Mann so ein Vertrauen zu euch hat, Ihr seid auch den Jägern nicht gut. Gelt ja, Ihr helft dem Mann? Er möcht nach Amerika. Die Gegend wär den Gefürchteten los und ich fahr ihm dann bald nach.“

„Ich werde sehen, was ich thun kann. Aber Ihr müßt Euren Mund halten. Durch kein Sterbenswort dürft Ihr verrathen, daß ich Euch helfen will, sonst komm ich mit Euch ins Kriminal.“

Das Weib versicherte hoch und theuer, daß es schweigen werde wie das Grab und ging.

Kumpels Plan war rasch gefaßt. Er ging zum Landrath'samte und zu der Staatsanwaltschaft und erbot sich, dem gefährlichen Verbrecher zu fangen, wenn man ihm Legitimationspapiere mit gefälschtem Namen ausstelle. Nach langem Zögern — man mißtraute dem Manne anfangs wegen seines Wildererprozesses — willigten die Behörden endlich ein, Kumpel zu helfen. Es war mittlerweile ein großer Theil des Monats Juli schon vorbei. Sobczyk fühlte sich offenbar nicht mehr sicher und konnte seine Rettung durch Kumpel nicht mehr erwarten. Als daher Kumpel so lange nichts von sich hatte hören lassen, kam Sonntag, den 14. Juli wieder Frau Sobczyk zu dem Heildienner und fragte, wie weit die Sache sei. Kumpel jagte, es sei alles in Ordnung, ihr Mann solle in der Nacht kommen, und „etwas aus dem Walde mitbringen“.

Kumpel traf sogleich seine Vorbereitungen. Seine vier erwachsenen Söhne erhielten ihre bestimmten Aufgabe. In großer Erregung erwartete man die Nacht. Doch wer nicht kam, war der Wilderer. Sollte er vielleicht Wind von der Falle erhalten haben?

Die zweite Nacht schon warteten die vier Kumpel auf den Verbrecher. Mitternacht rückte heran. Da — es war bereits halb 12 Uhr vorbei, klopfte es an Kumpels Thür.

„Wer ist denn?“ rief Kumpel hinaus.

„Nun, ich bins, Ihr kennt mich ja! Der Sobczyk Karl bin ich.“

se vom
einzu-
eide in
gemacht
anbot.
mehr,
hatte,
sichere
stellung
— und

ge von
önheit,
er ge-
Schloß
(brück),
“, den
1859
ote die
erb an
tungen
führte
bejahren
Zahren
lungen.
ner sich
Vofal-
erkläre
endlich
klavier.
h eine
Die aus
mühe-
mpfung,
Wo es
e Töne
großen
h sind.
ck des
d Mit-
ommen,
Dem
stände
ur ihm
daß es
; auf
er das
e eine
konnte.
immer-
rschner
o laut

rauchte
stehen,
seiner
er ent-
sfort
brebete
öffnete

(baran
önnen)
e und
herheit
amten.
er Ne-
wischen
d das
erlachte
n und
eife, so
n und

ut be-
ie In

„Ach was, das kann jeder sagen. Scheert Euch fort,“ rief scheinbar unwillig Rumpel und schlug barich den festen Fensierladen zu.

„Na, na, so macht doch auf,“ rief Sobczynz anklopfend, „ich bring Euch ja etwas aus dem Walde mit.“ Damit stellte der Mörder seine Flinte an das Haus und eilte an den Waldesaum, von wo er mit drei Rehcn zurückkam. Rumpel führte ihn in sein Zimmer, ließ ihn einige Zeit allein, um „das Wild in Sicherheit zu bringen,“ thatsächlich aber, um die Flinte Sobczynz's zu entladen und hereinzuholen. Dann unterhielt er sich mit dem gefährlichen Menschen, bis gegen 1 Uhr Sobczynz immer unruhiger wurde und zu wissen verlangte, wie Rumpel ihm über die Grenze helfen wolle.

Rumpel schlug ihm vor, ihm den struppigen Vollbart zu färben. Er hatte geplant, das mit einem in Chloroform getauchten Schwamm zu thun. Den so eingeschlaferten Wilderer hätte er leicht fesseln können. Doch Sobczynz ging auf den Vorschlag nicht ein.

Rumpel schritt zur Ausführung seines zweiten Planes.

„Nun, wie sieht's mit einer Cigarre?“

„Ach ja,“ rief der Mörder, „ich habe seit Monaten nicht geraucht, geben Sie mir eine. Und mit wollüstigen Zügen rauchte er und — ward durstig. Schnell war der Heildienst mit Cognac zur Hand, in den er als Schlaftrunk Chloralhydrat gemischt hatte, und Sobczynz trank ein Glas nach dem anderen, sodas er schließlich wohl einen halben Liter zu sich genommen hatte und nicht mehr merkte, wie ihm Rumpel sein langes Dolchmesser aus der Tasche zog und in Sicherheit brachte.

Allmählig wurde der Wilderer betrunken; er legte sich auf Rumpels Rath auf das Sofa, wo der Schlaf in seine Rechte trat. Rumpel gab seinen Söhnen durch lautes Husten das verabredete Zeichen, worauf diese in das Zimmer traten, den Sobczynz faßten, ihm Hände und Füße mit bereit gehaltenen Stricken banden, während Rumpel sein scharf geladenes Gewehr auf den Mörder, der wieder ein wenig zu sich gekommen war, anschlug mit der Drohung, ihn ohne weiteres zu erschießen, wenn er sich widersetzen sollte.

Es war gegen halb vier Uhr früh, als Rumpel dem Amtsvorsteher meldete, das er den gebundenen Mörder auf einem Wagen daherbringe. Der Amtsvorsteher stand sofort auf, legte dem Sobczynz eiserne Hand- und Fußfesseln an und brachte mittels Wagen den Mörder und seinen „Befreier“ nach Tarnowitz, von wo er weiter nach Beuthen transportiert wurde. Als hier der Mörder ankam, waren große Menschenmassen bereits auf den Beinen, um den berüchtigten Wilderer und den pfiffigen Heilkünstler zu sehen, der die Bevölkerung von der Angst vor dem verhierten Menschen gerettet hatte.

Im Kerker sieht Sobczynz seinem Prozesse, seiner wohlverdienten Strafe entgegen. Heildienstler Rumpel wird den Kopfspreis von 5300 Mark erhalten und ganz Tworog brach in den Jubelruf aus: „Endlich gefangen!“

Der Krieg von 1870 und die „Jungfrau von Orleans“.

In einer bei Braun u. Schneider in München erschienenen Broschüre sind in höchst gelungener Weise die Ereignisse des Krieges von 1870/71 durch passende Verse aus Schillers „Jungfrau von Orleans“ illustriert. Es sei uns erlaubt, hier Einiges davon mitzutheilen:

Benedetti in Gms: Was bringst Du, Herold? Sage Deinen Auftrag! (Act 1, Scene 11.) — Nichtswürd'ger Herold! Niederträcht'ger Bube! (Act 1, Sc. 11.) Kein Wort mehr! Bringe mich nicht auf! (Act 1, Sc. 6.)

Aufregung in Paris: Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lärmen! Rührt die Trommeln! Führt alle Völker in's Gefecht! Ganz Frankreich bewaffne sich! Die Ehre ist verpfändet! (Act 5, Scene 8.)

Ansprache König Wilhelms an das deutsche Volk: Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut, wenn es der Kampf nicht ist um's Vaterland? (Act 2, Sc. 10.)

Telegramme der Könige von Bayern und Württemberg: Mein Wort ist heilig! (Act 3, Sc. 2.) Wir sind vereint. Ich fürchte keinen Feind mehr! (Act 3, Sc. 3.) Bewaffnet euch! Ich ordn' indes die Schaaren! (Act 3, Sc. 5.)

Französischer Kriegsminister Lebouef (übersetzt: der Dohse): Ein böses Omen! murmelte das Volk (Act 1, Sc. 5.)

Französische Ueberhebung: Ich spottete dieser Weichlinge! Wir haben sie vor uns hergeschleucht in zwanzig Schlachten! Das ganze Volk veracht' ich! (Act 5, Sc. 10.)

Kampf mit den Turcos: Nicht lebendig mehr zurück, messen merdet ihr das heil'ge Meer, das Gott zur Länderscheide zwischen euch und uns gesetzt und das ihr frevelnd überschritten habt. (Act 2, Sc. 7.) Nach den Schlachten bei Worth und Spicheren: Geschlagen sind wir in zwei großen Schlachten; mitten in Frankreich steht der Feind. (Prolog Sc. 3.)

Zweispalt zwischen den französischen Generälen: Eure Völker floh'n zuerst! — Niemand hielt Stand. Das Flieh'n war allgemein. — Nein, Herr, auf Eurem Flügel sing es an. — Ihr könnt's nicht leugnen. Euer Flügel wich zuerst. — Weil dort der erste Angriff war. (Act 2, Sc. 1.)

Napoleon und Bazaine: Ich selbst will Euch vorangehen auf dem Weg des Ruhms. (Act 3, Sc. 5.) Geht, geht! Seit Ihr im Lager seid, geht Alles zurück, kein Segen ist mehr in unseren Waffen. Geht! Eure Gegenwart schafft hier nichts Gutes; der Krieger nimmt ein Vergerniß an Euch! (Act 2, Sc. 2.)

Nach Vionville und Gravelotte: Wir können uns nicht lange mehr auf diesem Posten halten. Die Unseren fliehen schon von allen Seiten, unwiderstehlich dringt das Mädchen (Germania) vor. (Act 3, Sc. 6.)

Napoleons Unentschlossenheit: Laß mein Gerüth zu Schiffe bringen! (Act 1, Sc. 5.) Verlasse nicht mit Ueberlebung den Kampfplatz, ring' um jeden Fußbreit Erde! (Act 1, Sc. 5.) Umsonst! Der Tag des Schicksals ist gekommen, der unseren Thron in Frankreich stürzen soll. (Act 3, Sc. 6.) Die Könige Frankreichs sind geborene Felder; du aber bist unfriegerisch gezeugt. (Act 1, Sc. 5.)

Schlacht bei Sedan: Was ist's? — Der Feind ist über die Marne gezogen und stellt sein Heer zum Treffen. — Schlacht und Kampf. (Act 3, Sc. 5.) Weh' mir, was seh' ich? Unser Feldherr ist umzingelt! (Act 5, Sc. 11.)

Napoleons Fahrt nach Donchery: O könnt' ich mich verbergen in den tiefsten Schooß der Erde! (Act 4, Sc. 2.)

An Wolffe nach der Kapitulation von Sedan: Du bist in deiner angenehmen Laune! (Act 1, Sc. 2.)

Napoleon und König Wilhelm: Herr, ich bin dein Gefangener! (Act 3, Sc. 7.)

Eugenie in Paris: Geht, geht mit Gott, Madame! Wir fürchten uns vor keinem Teufel mehr, sobald ihr weg seid! (Act 2, Sc. 2.)

Prinz Lulu: Mir wäre besser, ich wäre nie geboren! (Act 3, Sc. 4.)

Eugenie flieht aus Paris: Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften, ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl! (Prolog 4.)

Belagerung von Paris: Unermeßliches Geschütz ist aufgebracht von allen Enden. Viel tausend Kugeln schon von Centners Last sind in die Stadt geschleudert, Kirchen liegen zertrümmert, und der königliche Thurm von Notre-Dame brengt sein erhab'nes Haupt. (Prolog 3.)

Jules Favre: Nichts von Verträgen! Nichts von Ueberegabe! (Prolog 3.)

Garibaldi: Der Ketter naht! Er rüstet sich zum Kampf. (Prolog 3.)

Französische Lügenberichte: Zehntausend Feinde decken das Gesicht, die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang, und von den Unsern ward kein Mann vermißt! (Act 1, Sc. 9.)

Gambetta: Und einen Donnerkeil führ' ich im Munde! (Act 2, Sc. 10.)

Die Pariser zum Kommandanten Trochu: Es drängt die Noth, und stündlich wachsend schwillt das Verderben an die Stadt heran. Die äußern Werke sind zerstört, der Feind' gewinnt mit jedem Sturm neuen Boden, und auch des Hungers Plage droht der Stadt. Hilf uns! Unserer Noth gedente!

Antwort Trochus: Kann ich Armeen aus der Erde stampfen? Wächst mir ein Kornfeld auf der flachen Hand? (Act 1 Sc. 3.)

Gambetta fährt im Luftballon von Paris nach Amiens: Er weiß zu rechter Zeit zu geh'n, wo keine Ehre mehr zu holen ist. (Act 1, Sc. 2.) Gewisse sogenannte neutrale Mächte: Euch treibt die Ehrsucht, der gemeine Neid — gleichwohl ist euch das dritte Wort Gerechtigkeit. (Act 2, Sc. 2.)

Garibaldi: O wär' ich nimmer über Meer hierher geschifft, ich Unglücksel'ger! Citler Wahn behörte mich, wohlfeilen Ruhm zu suchen in dem Frankenkrieg! (Act 2, Sc. 6.)

Napoleon auf Wilhelmshöh: So geht der Mensch zu Grunde! (Act 3, Sc. 6.)

Kaiserkrönung: Erneuert ist der Glanz der alten Krone! (Act 4, Sc. 1.)

Kaiser Wilhelm zur Germania: Bezungen leg' ich Frankreich Dir zu Füßen! (Act 1, Sc. 10.)

Kaiser Wilhelm an die deutschen Fürsten: Gott hat entschieden! Unser ist der Sieg! Des schönen Lorbeers frisch gebroch'nen Zweig sind wir bereit, mit unserem Freund zu theilen. (Act 2, Sc. 10.) Friede von Frankfurt: O schöne Blume des Sieges, die gleich die edeln Himmelsfrüchte, Fried' und Veröhnung, trägt! (Act 1, Sc. 8.)